



Die Gustel von Blasewitz.

Von Hermann Pilz.

Es ist ein romantisches, reich gelegenes Dörfchen, das idyllische Blasewitz an der Elbe, und die Fremden, die über das Weidgild Dresdens hinauswallen, sehnen gern einmal unter den rauschenden Bäumen des „Schillergartens“, von dem man weit hinaus auf den Elbstrom und hinterher nach dem freundlichen Vohlschwig blickt, ein. Der Garten hat aber auch seine Berechtigung, unseres größten dramatischen Dichters Namen zu führen, denn die Gegend um Blasewitz ist ja durch ihn geweiht. Hier kam er oftmals, als er noch Gast im Körner'schen Hause war, von Vohlschwig herüber, um sich in der prächtigen Umgebung des Dörfes zu ergehen, und noch heute sind die Bewohner gar stolz auf dieses Vorrecht vor anderen Dörfchäten, die ihre Einwohner nach Hunderttausenden zählen. Ein besonderes Denkmal hat aber Schiller dem Dörf in seiner größten Tragödie, dem „Wallenstein“, gesetzt, wo er in „Wallensteins Lager“ den ersten Jäger erntend der schmucken Wärdentöchterin gerufen hat:

„Was? Der Witz! Das ist ja die Gustel von Blasewitz.“

Was mag es mit der Gustel von Blasewitz für eine Bewandnis haben? So mögen die Weiten schon bei sich gefragt haben, die Schillers erhabene Dichtung lesen oder sehen, ohne daß sie sich die rechte Antwort darauf zu geben vermochten. Leider sind über die Gustel so viele Märchen im Umlauf, daß man thätigst, wenn man ein klares Bild haben will, von Schiller damit meine, sich durch ein wahres Labyrinth von Fabeln und Sagen hindurch arbeiten muß. Der Hauptgrund liegt namentlich daran, daß die Literaturhistoriker so wenig kritisch zu Werke gehen und immer wieder alte Märchen aufstischen. So schreibt Balmes in „Schillers Leben und Werke“, „Gegenüber von Vohlschwig liegt das Dorf Blasewitz; dort besaß ein Herr Segedin ein Gut. Herr Segedin war mit Körners befreundet, seine Tochter Auguste war ein munteres und ausnehmend schönes Mädchen; mit ihr soll Schiller auf dem feierlichen Weisfuß getanzen haben. Das Andenken an diesen Krieg mischte sich selbst in das gewaltige Bild eines anderen Kriegeslebens. Seine Gustel von Blasewitz in „Wallensteins Lager“ erregte im Körner'schen Hause große Heiterkeit.“ Der sonst genauer zu Werke gehende Johannes Scherer schreibt über die Gustel von Blasewitz fast das Nämliche. In seinem Buche „Schiller und seine Zeit“ heißt es: „In den freundlichen Erinnerungen, welche Schiller aus Vohlschwig mitnahm, gehörte auch die Figur, welche wir als Gustel von Blasewitz in Wallensteins Lager kennen. Das Original derselben war ein heiteres und geistreiches Mädchen, welches erst am 24. Februar 1856 als Witwe des Senators Kemner in Dresden gestorben ist. Der Dichter war während seines Aufenthaltes in Vohlschwig häufig in dem Hause aus- und eingegangen, welches ihr Vater am gegenüberliegenden Elbufer besaß.“ Siegmund Scheflinger hat die Gustel sogar dramatisch vermerkt, macht aber eine Bekräftigung aus ihr, die mit dem langen Peter von Pöche ein Verhältnis hat, und mit ihm durch Schiller glücklich zusammengebracht wird. Und Siegmund Scheflinger ist nicht der Einzige, der die Gustel zur dramatischen Gestalt machen zu müssen glaubte, es giebt eine ganze Reihe solcher Einakter, in denen eine als rustige Mädchen auftritt, die dem sentimental phlogisierenden Dichter ein Wüßerl verlag. Alle diese Beschreibungen sind Märchen vom reinsten Wasser, und gehen zum Teil allerdings klar über „dichterische Freiheiten“ hinaus.

Daß Schiller mit der Gustel von Blasewitz an eine bestimmte Person dachte, ist allerdings gewiß, er liebte es, Fremde und Bekannte in seinen Dramen bei Gelegenheit zu verberlichen, welcher Liebe wir z. B. auch den wunderlichen Jers zu Gunsten des Historikers Müller im „Wilhelm Tell“ verdanken: „Ein glaubenswerter Mann, Johannes Müller, bracht“ es von Schaffhausen.“ Wo war also die Gustel, und was ist wahr an jenen Erzählungen, die Kubolth und Goldbeck für eine bloße Mythe halten, so daß sie in ihrem „Schillerlexikon“ sie ganz bei Seite lassen? Das erste Licht hat Naumann in dieses dunkle Chaos gebracht, so daß man jetzt über die Lebensschicksale der sogenannten Gustel von Blasewitz so ziemlich im Klaren ist.

Zunächst hieß sie überhaupt nicht „Gustel“, sondern „Julia“, was die scherzweise Abkürzung ihres eigentlichen Namens Justina Johanna Segedin bedeutet, und allmählich wahrscheinlich im übergangenen Volksmund in das gebräuchlichere „Gustel“ übergegangen war. Den Vater der Pseudo-Gustel kann nun Schiller überhaupt nicht genannt haben, da er niemals im Dorfe Blasewitz existirt hat.

Der Vater hieß Johann Christoph Segedin und war fürstlich-sächsischer Leibarzt in Dresden. Im Jahre 1754 begegnete ihm ein Unfall auf der Auerbachsbalge bei Bocksdorf, in Folge dessen er ein Bein brach, und ziemlich steif und ungelend wurde. Das war die Veranlassung, daß er 1756 die Thorwärtersstelle im großen Garten am Strechler Thor erhielt, die er bis zu seinem Tode 1763 verwaltete. Im Thorwärtershäuschen ist auch die Gustel,

11 Monate vor ihres Vaters Tode, geboren worden. Nachdem der Vater gestorben war, kaufte nun die Wittwe Johanna Dorothea Segedin, geborene Pöhle, eine schöne und rüstige Frau, wie die Grundbücher vermelden, das zur Substantation ausgeschriebene Blasewitzer Schenkgut, das ihr Ende Juni 1764 aufgelassen wurde. Sie siedelte nunmehr von Dresden nach Blasewitz über, wo sie mit ihren drei Kindern, zwei Mädchen und einem Buben, das Schenkgut zu verwalten anfing. Aber es war ohne männlichen Beistand ein gar schwieriges Ding, und die Wirtshäuser wollten nicht recht in Schwung kommen. Da sagte denn die reislote Wittib, obwohl noch kein Jahr verstrichen war, seitdem ihr erster Mann mit dem Tode abgegangen war, in Anbetracht der Verhältnisse den Entschluß, sich von neuem zu verheiraten. Sie brauchte auch nicht lange zu feilen, um einen Mann zu finden, denn das Schenkgut war erträglich und sie selbst eine prächtige, ansehnliche Frau. Unter den zahlreichen Bewerber, die bald von Fern und Nah auf dem Schenkgute Einkehr hielten, befand sich auch der fürstlich-sächsische Karl Friedrich Fleischer, dem es gelang, sich das Herz der schönen Wittib zu erobern. Am 23. September 1764 wurde das Paar in Vohlschwig getraut, und die Kinder Segedin hatten einen neuen Vater. Mit dem Pflegevater Fleischer, aus dessen Ehe übrigens auch noch vier Kinder hervorgegangen, mag denn auch Schiller mehrfach verkehrt haben, wenn er von Vohlschwig aus dem nachbarlichen Blasewitz seine Besuche abtrotete. Bei diesen Besuchen hat er auch die schöne Justine kennen gelernt, die im Umkreise weit und breit für eine bildhübsche Dirne gehalten wurde. „Von den eigentlichen Erlebnissen der Justine“, sagt Naumann, „ist nur wenig bekannt. Ihre Kindheit und Jugend verlebte sie in Blasewitz, im Hause ihrer Mutter, welche eine sehr fromme und rechtschaffene Frau zu sein, und dieselben Eigenschaften auf ihre Kinder übertragen zu haben scheint, weshalb auch Justine ebenso fürsich und tugendhaft als schön war. Sie half ihrer Mutter und ihrem Stiefvater in der Führung der Wirtshaus, ohne ihre anderweite Ausbildung zu vernachlässigen. Ihre schöne Stimme und ihre anmutige äußere Erscheinung brachten einmal Schiller und Andere auf den Gedanken, sie für das Theater auszubilden, welchen sie jedoch ganz entschieden von sich wies.“ Daher mag denn auch die Fabel rühren, daß ihr Schiller darauf erwidert haben soll, er werde sie dennoch noch auf die Bühne bringen. Justine heiratete später in ihrem 24. Lebensjahre den Advokaten Christian Friedrich Kemner, Sohn eines fürstlich-sächsischen Festschneidemeisters in Dresden. Die Trauung wurde am 30. Januar 1787 in der Kirche zu Leuben, einem bei Dresden gelegenen Dorfe vollzogen. Kemner kam später als Senator in den Dresdener Stadtrat. Die Frau Senatorin gebar ihm zwei Söhne, von denen der eine Jurisprudenz studirte, der andere aber schon im zarten Kindesalter verstarb. Auch der erste Sohn Christian Friedrich, geboren am 9. Juni 1788, starb vor der Mutter, und zwar als königlich-sächsischer Appellationsgerichtssekretär im Jahre 1813. Im Jahre 1821 starb auch der Gatte Justinens, nachdem die Ehe 34 Jahre lang in den glücklichsten Verhältnissen bestanden hatte. Justine selbst starb 93 Jahre alt in Dresden am 24. Febr. 1856, und wurde am 27. Februar dajelbst auf dem Glasfischgrube beerdigt. Sie hat es Schiller nie verziehen, daß er sie auf die Weise, wie er es gethan, verweigerte, denn diese Art wirkt auf ihre Mädchenhaftigkeit nicht gerade ein glänzendes Licht. Schiller brauchte eben einen Keim auf Pöhl Witz! und da pochte ihm „Blasewitz“ ganz gut. Erst im späteren Alter fühlte sie sich mit dem Dichter aus, und soll auch öfters geäußert haben: „Ja, Schiller war ein sehr schöner Mann.“

Unsere Leser werden uns vielleicht fragen, warum wir gerade jetzt die Affaire mit der Gustel von Blasewitz aufzählen, aber es hat seinen guten Grund. Es sind in diesem September nämlich gerade hundert Jahre verstrichen, seit Friedrich Schiller nach Dresden, Vohlschwig und Blasewitz kam und bei Körners Aufenthalt nahm, ein Aufenthalt, dem wir neben der „Gustel von Blasewitz“ vor Allen den „Don Carlos“ verdanken.

„Die russische Frau im Dorfe“

unter diesem Titel ist von vielen russischen Blättern ein Brief eines Friedensrichters aus der Provinz veröffentlicht, in welchem die Lage der russischen Frau im Dorfe in den trübsten Farben, das heißt in wahrer Beleuchtung geschildert wird. Es war zwar schon bekannt, daß von der Knechtschaft der Bauern in Rußland am meisten deren Frauen zu leiden haben, aber über diese Leiden war noch nie eine laute Stimme in der Presse erhoben, wie eine solche Menge fürchterlicher Thatigkeiten als Beweise angeführt worden, wie es in diesem Briefe der Fall ist. Und doch hätte auch diesmal dieser Auffreiß des Sammers kein so allgemeines Aufsehen erregt, wäre dieser Brief nicht durch Hsjeb Wpensk, den hervorragendsten Volkschriftsteller Rußlands, zur Veröffentlichung gelangt. Dieser letzte Umstand bewog alle russischen Zeitchriften, diesen Brief aus der „Rusj. Wjedom.“, wo er in einer der jüng-

sten Nummern zuerst erschien, abzufragen, und zu besprechen. Dieser Brief, welcher für den Kulturzustand der minder gebildeten Landbevölkerung Rußlands höchst bezeichnend ist, enthält unter Anderm folgende Stellen: „In meinem Gerichtskreise — so schreibt der erwähnte Friedensrichter —, befanden sich mehr als 200 Dörfer. Bald nach meiner Ankunft kamen täglich massenweise Anklagen der Frauen gegen ihre Ehemänner und Schwiegermütter über Mißhandlung vor. Ich bin ein empfindlicher nervöser Mensch, und ich konnte ein Zittern nicht unterdrücken angesichts der schrecklichen Lage unserer Bäuerin, dieser ewigen Märtyrerin und Sklavin. Sie kennt keine Ruhe. Sie verrichtet alle Haus- und Feldarbeiten und unterliegt überdies der Tyrannei und den Schlägen der Ehemänner, welche sich in dieser Gegend fast ausschließlich mit Fabrikarbeiten und Säufen beschäftigen. Täglich kamen Fälle von Mißhandlung der Frauen vor Gericht. Ich kann mich der Klagen über schreckliche Schläge gegen Frauen und Kinder erinnern, aber Forderungen (jüngere Frauen, welche von ihren unmenschlichen Männern an den Hüften angebanden und mit Nieren und Leib, Schultern und Brust geißelt werden. . . . Den Kopf eines jungen Frauensimmers klemmte man zwischen zwei Dielen, die Schwiegermutter hielt sie fest und der Mann schlug sie aufs Fürchterlichste. Ein Bauer zog seinen Kindern die Kleider aus, in der Absicht, dieselben zu verkaufen. Seine Frau, die Mutter seiner Kinder, jagte ihn nach und wollte die Kleidungsstücke retten. Der Trunkebold, der in Wuth gerathen, schlug das Weib mit den Fäusten, trat sie mit den Füßen, und man brachte die Unglückliche halb todt, blutüberströmt zu mir ins Gerichtszimmer. Ein anderer Trunkebold riß die Hängeweige sammt seinen Kinder herunter und warf den Säugling bei bitterstem Froste auf die Straße. Ein Ausbold, ein kräftiger Kerl, stürzte sich auf seine Frau, ein mageres Weib, um sie zu mißhandeln; sie hielt ein herbenanntes dreijähriges Mädchen in den Armen, welches seine eigenen Schmerzen vergaß und mit schwacher Stimme den unmenschlichen Vater anflehte, „das Mutter nicht zu schlagen“. Letztere suchte, bereits von Blut besetzt, bloß das Kind zu trocknen, das eine Stunde später starb. . . . Besonders prägte sich in meinem Gedächtniß die Frau eines Dorfshützen ein, welche täglich von ihrem Ehemann, der mit einem andern Frauenszimmer ein sträfliches Verhältnis unterhielt, mißhandelt wurde. Diesen fürchterlichen Mißthat konnte man durch nichts beschwichtigen, ihm durch nichts ins Gewissen reden. „Er schlägt mich unaußsöhnlich“, beklagte sich die kranke Frau, „der Kopf ist mir wie ein Klotz geworden; ich fühle nichts mehr am ganzen Körper, mein ganzes Innere ist zerföhren.“ Der Unmensch drohte, sie wie eine Kacke hinauszuschmeißen. „Ich bin Herr über Deinen Körper, nur über die Seele nicht“, war sein Spruch. Die Frau verzieh ihm jedesmal, so oft sie zu Gericht kamen und — starb nach kurzer Zeit. . . . Ich könnte hunderte von Papierbogen mit solchen Thatigkeiten füllen, wenn ich mich mit der Martyrologie der russischen Frauen beschäftigen wollte. Das sind nur einzelne Tropfen aus einem ganzen Meere von Thränen. Ich bot alle meine Autorität zur Beförderung der Lage der Bauernfrauen auf, und zu meiner höchsten Freude gelang es mir auch oft, die Bauern hauptsächlich durch Drohungen, sie strengstens zu bestrafen, von Unmenschlichkeiten abzuhalten, so daß viele sich schriftlich verpflichteten, die Frau zu schonen“, manche jagar, „sie zu lieben“. Ich muß auch gestehen, daß Rückfälle selten vorkamen, da der unmissende Bauer das Gericht ebenso wie der Teufel fürchtet, und die Furcht benutzte ich als Damm gegen seine Nothzeit. Zum Unglück ist die Entscheidung über Anklagen der Bäuerinnen gegen ihre Ehemänner — dem Bauerngericht vorbehalten, dessen Besizer selbst im Umgang mit ihren Frauen nichts Anderes als die Krute kennen. Folgende Thatfache wird dies illustriren: Vor ein Bauerngericht kam die Verhandlung über die Tyrannei eines Frauensimmers durch ihren Ehemann. „Nun“, wendeten sich die Richter zum Angeklagten, „zeige uns, Mißthor, wie hast Du sie geschlagen?“ Der gesunde Kerl packte auf der Stelle das Frauenszimmer beim Kopfe und unter allgemeinem Gelächter wälzte er sie auf dem Boden und trat sie mit den Füßen. Von solchen und ähnlichen Thaten strotzt der Brief des Friedensrichters an Wpensk, und das Aufsehen, das er erregt hat, beweist nur, welche Unkenntnis in Rußland über weitverbreitete und eingewurzelte Mißstände in eigenen Land und Volke herrscht.

[Nachdruck verboten.]

Aus dem Leben eines Jagabunden.

Blauderei von Bernhard Drenberg.

„Welche Zumuthung, sich für einen Jagabunden zu interressiren!“

Bardon, lieber Leser! — es ist nur ein ganz kleiner Proletarier, und obgleich der Schlingel recht leichtfertig ist, noch keinen Miethsvertrag unterzeichnet und niemals eine Schneiderrrechnung bezahle, so verdient er doch, daß wir uns mit ihm beschäftigen; schon wegen des Muthes, mit dem er allen Anseindungen Trotz bietet.



Der Anspatz verachtet den Exekutor und spottet des  
Eisens der politischen Parteien über direkte oder indirekte  
Streuen; — denn er entrichtet weder die eine noch die  
andere. — Er besitzt keinen Heimathssinn und bereitet  
keinerlei Gewerbe, ist diebisch und raffiniert, bleibt aber  
trotzdem von der Polizei unbefällig, und wurde thatsäch-  
lich noch nie bestraft. Sogar der Standesbeamte sieht  
es fasthätlich mit an, wenn er Hochzeit feiert, ohne Rang  
und Namen in die Register einzutragen; — auch trübt  
er all' sein Unwesen ganz öffentlich vor unsern Augen.  
„Aber wie ist dieses Ignoriren, seitens der Behörden,  
bei unsern geordneten Zuständen möglich?“ fragt vielleicht  
voller Besorgniß eine alleinstehende Dame, die sich vor  
sühnen Einbrechern fürchtet.

Zur allgemeinen Verhütung sei versichert, daß der  
vogelfreie Geißel, trotz vieler Schändlichkeiten, ganz unge-  
fährlich ist; — vielleicht hat auch mein Freund, den ich  
kürzlich in seinem netten Landhaus besuchte, etwas gar zu  
partheiisch gemeint. Einmal sprach er: Du benedict  
nicht um die schattigen Bäume vor meinen Fenstern und  
den freundlichen Garten, welchen ich eigenhändig pflege;  
aber die Freude daran ist nicht ganz ungetrübt, weil mir  
ein Schwarm Taugensichtler fast täglich irgend welchen  
Schabernack spielt. — Du wunderst Dich, daß ich diesen  
Unsiß dulde; — Sobald Du erathen hast, welcher Art  
die Schelme sind, wirst Du mir auch zustimmen, daß es  
gegen solche Spitzbuben keinen Schutz giebt.

Wenn ich in schwüler Sommernacht schlaflos auf den  
heißen Kissen liege und erst mit Tagesgrauen der barm-  
herzige Schlummer dem Lager naht; — wenn endlich die  
müden Augenlider zufallen, da tönt es schrill aus dem  
Laubwerk der Linden „schrip! — schrip! — schrip!“ —  
schrip! — unermüdet mit der Gleichmäßigkeit eines  
Uhrpendels. Erstreckt hinst die Schlaf davon und ich  
springe wüthend auf, um den Störenfried zu verschrecken;  
aber frech und höhnlich schallt mir vom nächsten Zweige  
entgegen: „schrip! — schrip!“ — Der Schelm weiß ja,  
daß ich ihn nicht erreichen kann, — mein Schelten weckt  
noch mehr befiedertes Jagdbunden, und das misstönige  
Concert nimmt mit veräffelter Kräfte keinen Fortgang.  
Der Spatz, gegen den ich als öffentlicher Ankläger  
aufträte, ist der Gamin unter den Vögeln und sein Sün-  
denregister so lang, wie die Liste der Liebesabenteurer Don  
Juan's, den er sich zum Vorbild genommen hat.

Ich beobachte den Bienenstich schon seit vielen Jahren;  
aber es ist schwer zu sagen, welche seiner Charakter-Eigen-  
thümlichkeiten am meisten ausgesprochen ist; — ob seine  
Schlaubeit, oder seine Frechheit, — der strategische Scharf-  
blick bei seinen Raubzügen, oder die Kunst, sich nie er-  
wischt zu lassen.  
Er ist gefräßig und zugleich Gourmand, und wie alle  
gemeine Naturen, von Weib und Streitsucht erfüllt, dabei  
aber nicht ohne unfeinlichen Humor und ein schlauer  
Menschenkenner.

Welche ist der Lese- so freundlich, die taßlose Thätig-  
keit des Vieleschäftigen während der vier Jahreszeiten  
mit mir zu belauschen.

In den ersten sonnigen Tagen des März begrüßt uns  
der muntere Saar als erlebter Frühlingsbote und nimmt  
zugleich eine Beschigung des einfachen Häuschens vor,  
das seinem gebenedeten Sinn als Sommerwohnung ge-  
nügt; — er findet es noch fest in den Fugen, jetzt sich  
in frischster Stimmung gleich vor die Hausthür und  
pfeift ein lustiges Liedchen. Der Sperling hat das  
Treiben des Heimgesetzten von nächsten Dachgiebel aus  
bemerkt und ärgert sich, daß der Saar Hausbesitzer ist;  
— als Proletarier und Sozialdemokrat vom reinsten  
Wollst, versucht er deshalb sofort, ihn aus dem an-  
gestammten Besitz zu verdrängen. In den meisten Fällen  
bekommt dem Friedensstörer dieser Hausfriedensbruch her-  
zlich schlecht, aber das Sprichwort: „Durch Schaben wird  
man hung' — findet auch bei ihm keine Anwendung; denn  
sobald unsere zuträufliche Hausgenossin, die Schwalbe, wie-  
der heimgekehrt ist, vermischt er daselbe Mandür. Diese  
Dreistigkeit hat aber Monsieur Spatz schon oft mit dem  
Leben bezahlt, denn es wurde schon vielfach von Natur-  
freunden beobachtet, daß die beliedigten Schwalben Lynch-  
justiz übten und die Verlesung zumauern, so daß der  
freche Eindringling elend verachmachten mußte.

Aber selbst dieser Strolachbummel, der stets bei „Mut-  
ter Grün“ loigrt, bedarf für die zahlreiche Nachkommenschaft  
der Gattin eines Stützens, und wenn sein scharfes Auge  
nicht ein bequemes Loch in der Mauer oder Lehmann  
einer Scheuer entdeckt, so ist der Tagebich gestonnen,  
selbst ein Nest zu bauen; — aber wie baut er? —  
Dne jeden Kunststimm, plump und geschmacklos. Die  
jungem Geleete tragen ein Gemisch von Strohhalmen zu-  
sammen, aus dem, gleich zerfemmer Betteleinmäuswätsche,  
schmuzige Papierstücken hängen.

Auch in dieser Verklumpung offenbart sich des Sper-  
lings plebejischer Sinn, denn das Nest seines vornehmen  
Betters, des Herrn von Fint, ist ein kleines Kunstwerk,  
schmuck und zerlich.

Nachdem bei „Sperling's“ Kintkaufe gefeiert wurde,  
sollte man glauben, daß das eble Elternpaar durch Er-  
ziehungspflichten ganz in Anspruch genommen sei, aber  
dies ist nicht der Fall; — namentlich der Gatte huldigt  
dem Grundfaß: „Für den Spatz ist das Plaisir, — für  
die Spätin sind die Pflichten, und sinnt täglich auf neue  
lose Streiche.

Wenn ich an sonnigem Frühlingmorgen zarte Gemü-  
spflanzen in das lockere Erdreich jense, erfreut sich auch  
der Spatz des milden Wetters, bläst behaglich sein fruz-  
piges Federkleid und beobachtet mit arglistigem Blick, wie  
ich sorgfältig die bellgünen Salatprophinge anbrüde; —  
aber wenn ich am Abend die Pflanzung begießen will,  
bietet sich mir nur zu oft ein trauriges Bild der Zer-  
störung; — ein großer Theil der Pflanzungen liegt, aus der

Erde gepickt, welf umher, — — und das hat mit seinem  
Schnebel der böse Spatz gethan!

Gewiß erregte sich schon mancher Gartenbesitzer an der  
Emsigkeit, mit welcher ein larmender Sperlingschwarm  
benutzt war, die Blüthenknospen scheinbar von Raupen  
und Insekten zu säubern, und hat im Stillen gedacht:  
„Da sieht man wieder, wie der arme, nützliche Schelm  
verleumdet wird;“ — wer aber den Schlingen schärfer  
auf den Schnebel sieht, findet, daß die große Menge ab-  
gepickter Blüthenknospen, die unter den Bäumen liegen,  
gar nicht, — oder nur ausnahmsweise von Insekten  
angefochten waren; — die schwelgende Gesellschaft treibt  
aus Zerföhrungslust nur verderbliche Kurweil.

Des Sperlings Unverträglichkeit und Anmaßung gegen-  
über unsern beliebtesten Singvögeln, wird, wo er über-  
hand nimmt, verhängnisvoll. — Welcher Naturfreund er-  
wünscht nicht, seinen Garten durch Fink und Grasmücke,  
Hänfling, Rothkehlchen und den lieblich stöhnenden Raub-  
sänger belebt zu sehen? Aber die friedlichen und an-  
muthigen Thierchen werden von dem misstönigen schrip-  
penden Spatz verdrängt und fortgeschleppt.

Lustig ist es zu beobachten, wenn sich die Schwalben  
mit ihm necten. Ich war einst Zeuge, wie ein alter hy-  
pochondrischer Sperlingsgahn mit gestäubten Federn und  
aufgeperrtem Schnebel wüthend nach den blitzschnell vor-  
überfliehenden Schwalben biß; — die gräßlichen Geleer  
der Lufte schien das zu befehlen, denn mit unvernünf-  
licher Absichtlichkeit berührte sie immer wieder den grün-  
lichen Spatz beim Vorbeifluchen mit den Fingelspitzen.

Ein anderes höchst ergötzliches Bild unfeinlichen Hu-  
mors bietet sich, wenn die renomrenden Schwäger von  
einem Raubvogel überfallen werden; dann ist das, so eben  
noch zankende und rafflos beneidliche Vögelchen wie durch  
Zauberschlag verstummt und sucht in sinnloser Hast jedes  
erdentliche Verletzt auf.

Ich bemerke einst, wie bei solchem jähen Ueberfall  
durch einen Sperder ein junges, unerfahrenes Sperlings-  
weibchen durch die überreife Färsch in den gefüllten Wasser-  
troig plumpste; — pudelnig gelang es der Uermsin, sich  
aus dem unfeinlichen Wade zu retten; — aber wie hat  
die Gute nachher geschimpft!

Am wüthlichsten ist dem Spatz während des ganzen Jahres  
zur Zeit der Kirchengreise, dann entwickelt er einen un-  
glaublichen Appetit, und da ihm aller hausfälliger Sinn  
fehlt, so schadet er weniger durch seine Gefräßigkeit  
als durch bößhaftes Verwüsten, indem er die schönsten  
Früchte nur anpickt. Mit fast mitelbarer Verachtung  
ignorirt er ausgepöppelte Strohämmer und jetzt sich, gleich-  
sam zum Spott, mit Vorliebe auf den Hut eines solchen  
Scheuhal's; über den Kirchengewächter, der ihn mit der  
Klapper belästigt, rajonnirt er und fliegt auf den näch-  
sten Baum; — nachdrücklichen Respekt flößt ihm nur ein  
wohlgezierter Finkenstich ein.

Man wird mich vielleicht eine mitleidige Leserin der  
Parteilichkeit beschuldigen und ertvorigen, daß der Sper-  
ling aus vielen Anzen durch Verwüftung schädlicher Raupen  
und Insekten schafft; — zugegeben! — aber er ver-  
gessen sich an diesen Gevörm thaftächlich nur, wenn der  
Lärm der hungrigen Schreihälse in der Kinderstube zu  
arg wird; — sind die Schlingel erst stillge geworden, so  
verachmät er das feste Krautgessen und lebt nur von Kör-  
nern, Sämereien und Delikatessen.

Von wirklichen Nutzen ist der Sperling in Mästler-  
Fugjahren; dann erhebt ihn eine förmliche Mordlust, und  
er richtet ein entsetzliches Blutbad an; auf allen Wegen  
sicht man viele Schwerkerverwundete verkrüppelt liegen und  
quaboll enden. Ich habe übrigens den Sperling im  
Vorbadt, daß er mit dieser Wölerei nur renomirt und  
den Menschen nur jaget will. „Hätet Ihr mich nicht,  
dann frähen Euch die Mästler mit Stumpf und Stiel.“  
Wenn im Sommer die Ernte beginnt, zieht der Spatz  
mit Weib und Kind auf's Land in die Sommerfrische.

Mit Vorliebe behucht er reisende Gesellen, so lange  
die Körner einen süßen, milchigen Geschmack haben. Weh-  
lich den Heutraden fällt er in starken Schwärmen ein,  
und richtet große Verwüstungen an, wo er ungeführt han-  
sen darf; denn, wenn Gesofenheiten treu, zerbrach er weit  
mehr Wehren, als er frist; — auch im reifen Weizen  
bermirt er den Ertrag in empfindlicher Weise.

Im Herbst ist er eine Plage der Weinberge und Reb-  
pflanzungen an Spaltren; selbst wo schlüpfende Rebe ge-  
spannt werden, weiß der erfahrene Spatz irgend eine schäd-  
hafte Stelle zu finden, oder einen durch den Wind ge-  
lockerten Zipfel, hinter welchen er schlüpft, um in begab-  
licher Ruhe zu schmachten.

In Gegenden, wo die Sommerrose — deren Samen  
ein feines Speiseöl giebt, und ein vorzügliches Mastfutter  
für Hühner ist — angebaut wird, erpärt der gutmüthige  
Sperling dem geplagten Bauersmann gern die Mühjal  
der Ernte.

Nacht endlich der Winter, und mit ihm die lange Fasten-  
zeit, so verändert der Sperling gänzlich seinen Charakter;  
— ähnlich sedenden Handwertsburichen, die im Winter  
artig die Mäuse zehren, während sie in der Zeit des Ueber-  
flusses zu allerhand Schabernack geneigt sind. Hat sich  
der Spatz in den drei guten Jahreszeiten um seiner un-  
feinwilligen Ernährer nur insofern gekümmert, als er ihm  
sich und listig aus dem Wege ging, so wird er jetzt zu-  
traulich, ohne jemals die nötige Vorsicht außer Acht zu  
lassen. Er betrumdelt sich mit der Küchenfe; — aber  
nicht aus zärtlicher Neigung, sondern nur der Abhilfe  
wegen. Ihn schreckt nicht das Raffeln des Laftwagens,  
oder das drohende Klipp — flapp der Dreschflegel; —  
er ist von übertragender Frechheit und päßt es dabei auch  
jeht für seine Pflicht, die hungrigen Hausknechtren und  
zerlichen Goldkammer bröndelich wegzupeifen; wird die  
Nacht sehr groß, dann wagt er sich sogar bis in den  
Zutternapf des biffigen Kettenhundes.

Schon oft ist ein allgemeiner Vernichtungskampf geg' den  
Sperling beschloffen worden; aber stets ohne Erfolg; er hat  
sich in unablässiger Kampf um's Dasein zu viel  
Erfahrung und Menschenkenntniß erworben. Seit kurzer  
Zeit droht seiner Ehre eine neue Gefahr; denn man hat  
gefunden, daß gutgenährte Sperlings eine sehr fröhliche,  
lebensmuthiger Burche ist, und gewiß möchte Niemand  
sein munteres Wesen, mit dem er im Winter die Straßen  
belebt, und drohlig-lunger Weise an die Fenster pickt, ganz  
entbehren. Wir wollen daher auch diesem Alimonienpflä-  
ger lieblich Futter streuen, so lange Gottes große Speise-  
kammer für ihn verpachtet ist.

### Männliches.

#### Keine Wunden, keine Väter.

Laß Dich kein Unklug je beneiden! Denn  
Nur starr es tragen, führt allein zum Tag  
Des Glückes, und den Menschen treten kam,  
Dazu hat er auch Kraft; wosu er Kraft hat,  
Das ziemt ihm auch zu tragen, liebe Seele.

Leopold Scherer.

Eine Frau kann sich seinen feinen und reinen Fremd er-  
wählen, als den Liebhaber einer andern.

Jean Paul.

Wir schaffen selbst uns arge Herzensnoth,  
Wenn wir dem dunklen Damm uns überlassen.  
O, wie wir morgen kommen kann der Tod,  
Wie kannst Du heut' noch einen Menschen hassen?

Otto von Zeizner.

Laß uns die Götter bitten um ein einfach Herz,  
Gar leicht verdrägt sich dann ein einfach Noos!

Grillparzer.

Wasfram von Eichenbach schätzt die gute Führung der Was-  
fen höher als die Gabe der Poetrie — und er hat Recht. Mit  
dem Schwert kann man tödten, mit der Poetrie nicht; man  
kann mit ihm Menschen zu Sklaven machen, mit jener nicht;  
man kann damit sogar christlich sein Brot erwerben, mit jener  
nicht.  
Grau Ulrich von Schad.

Wenn des Weisen gute Lehre eine Hand ist, dich zu führen:  
In des Guten weitem Beispiel wirst Du einen Fingelgipfen.  
Wihelm Müller.

### Silben-Aufgabe von F. Schmidt.

Aus nachstehenden Silben sind 26 Wörter zu bilden, deren  
Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, und deren  
Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, einen Spruch  
ergeben.

a, au, bah, bord, bu, burg, ca, can, dal, de, di, du, e, e, e, e,  
eh, el, et, er, far, ga, ges, gut, ha, ham, ho, horn, il, il, lo, lac,  
let, li, li, li, lin, ma, man, mon, mo, nas, nos, o, of, ro, re, rest,  
ri, ro, ri, se, so, so, se, s, spar, sry, ta, te, tel, ton, ti, tu, ve,  
vat, witz.

1. Seichte Stellen in der Norbje. 2. Thal. Persönlichkeit.  
3. Wanne. 4. Viehherd. 5. Weißlicher Vornahme. 6. Eine  
Art Feldbau. 7. Bedeut. Samensicht Deutschlands. 8. Ver-  
fäher. 9. Blume. 10. Soalbad. 11. Weißlicher Vornahme.  
12. Keine an Schiffsgeländern. 13. Schott. Familie. 14. Stra-  
ße in Capoten. 15. Stadt in Iranz. Dep. Zan. 16. Be-  
rühmter Philolog und Theolog. 17. Nebenfluß der Oder.  
18. Vorpagel in Maroff. 19. Reichter Breiterhafen mit  
Fährden. 20. Weißlicher Vornahme. 21. Stadt in Böhmen.  
22. Name mehrerer Könige von Sparta. 23. Baumgattung  
in Afrika. 24. Stadt in der lombardischen Provinz Coma.  
25. Volkstamm in Afrika. 26. Gipfel des Himalaya.

### Wogotisch von F. M.

Sie haben denn voll Heimlichkeit  
Geschmeck mochte Nichte,  
Auff daß es zu geleger Zeit  
Dann Unheil bringen möchte;  
Gar schlimm geplant, so lie'st, o Grats,  
Auf einen Nachacht hinaus,  
Auf schwere Mißthaten,  
Doch ward's zum Glück verrathen.

Zum Glück, — daß laßt uns frechlich sein  
Und hungs das Ding verstillen,  
Dann aber, Sansfaut, verge sein,  
Daß es nicht mag verstillen;  
Denn dritten, vierten, fünften Gang,  
So je nachdem, laßt's den Gourmand,  
Welcheinde schon als Gurten,  
— Das andre machen Gurten.

### Scherzräthel.

Es war auf einer Ferienreise  
Im wunderlichen Schwabenland,  
Als ich nach reicher Dummel Weiße  
Vor einer Krämerbude stand.

Der Krämer zeigt mir, eh' ich gehe,  
Ein Wölbterbild auf Postament;  
Indem er drängt, daß ich's ersehe,  
Er unterweist die Gortent nehe.

### Lösungen aus Nr. 37.

1. Köstelsprung:  
Trachte nicht in Wort und Werken  
Einem Andern gleich zu sein.  
Wer nach fremdem Weite hochet,  
Nüßet leicht den eignen ein.

2. Homonym-Charade: Anlauf. — 3. Anagramm: Thal  
— Galt.

### Geselsponens.

Dr. F. aus 36 und 37 Alles richtig. Frembl. Gruß und besten Dank.  
Zam. Krüthen Alles richtig. Gelegentlich! Eder Versender 1 aus 36 und  
2 und 3 aus 37 richtig. W. Sch. in 36, 37, 38, 39; Lüneb. Raubfö-  
bach Alles richtig. M. Pöcher, 5. Bogt. Eder Müller, Dorfnerie Götting  
in 36, 38. Wagner 2 und 3 richtig. Emil Pfeiffer, 5. Zimmer. Götting  
Föhrerich in 36, 2 richtig. M. S., Emil 23, ..., Emil Breiting 3 richtig.